

Hans Böckel

Der 17. Juni 1953 in Schmölln

Der 16. und 17. Juni 1953 waren Sonnentage, unbeschwerter Sommer mit blauem Himmel und wenigen Wolken.

Der 17. Juni ist nicht denkbar ohne den 11. Juni. An diesem Tag, noch vor sechs Uhr morgens, klingelte das Telefon. Ich hörte meine Mutter sprechen. Dann öffnete sie, nur mit einem Handtuch geschützt, meine Schlafzimmertür: „Steh auf! Es wird alles anders!“ Einer hatte angerufen, um mitzuteilen, daß sich im Innenleben der DDR offenbar eine große, grundlegende Veränderung und Wende ergeben habe. „Es wird alles anders!“

Am Nachmittag des 10. Juni war noch meine ältere Schwester als erste aus der Familie enteignet worden. Da ging es um einen Gutshof, der im Altenburgischen lag; das Bauernlegen der modernen Zeitrechnung. Diese Enteignungswelle schwappte über das ganze Land. Man wartete regelrecht darauf, daß sie bis zu einem selbst ins Haus und in den Betrieb käme.

Drohungen kann der Mensch nur eine Zeitlang ertragen. Um wieviel größer ist die Pein, wenn offen nichts angedroht, sondern nur hinten herum gebohrt und gefälscht, an Stricken gedreht wird, ohne daß das Opfer weiß, daß es diesmal um es selbst geht. Dieses Verfahren hält der Mensch noch viel weniger aus. Geheim bei sich, wenn er bereits mürbe geworden ist, erhofft er sich die Entlastung, daß er von allem bald endlich „frei“ sei.

Meine Enteignung konnte ich im Kalender auf den Tag festmachen. Der nächste Steuertermin war der 10. Juli. Den würde die Druckerei nicht mehr erfüllen können. Das lag am ausgeheckten Plan: Den Privatbetrieben wurden ab Frühjahr weitestgehend die bisherigen Aufträge der volkseigenen Industrie entzogen. In der eigenen Druckerei bedeutete das den plötzlichen Umsatzrückgang auf die Hälfte. Löhne konnten noch gezahlt werden. Für die Steuern reichte es nicht mehr aus. Das stand fest. Da würde der ausgeklügelte Automatismus in Gang kommen: Wer die Steuern nicht zahlt, vergeht sich am Volkseigentum. Mindeststrafe dafür ein Jahr Zuchthaus. Wer mit einem Jahr Zuchthaus bestraft worden ist, dessen Vermögen wird entschädigungslos eingezogen.

Man würde zu gegebener Zeit abgeholt und ins Gefängnis gesteckt werden. Man bekäme einen Prozeß gemacht wegen Wirtschaftsstrafverbrechens. Und das mit sogenannter sozialistischer Gerichtsbarkeit und linientreuen Parteileuten als Richtern, die aus dem juristischen Laienstand stammten und in Kursen zu Neu-Richtern gemacht worden waren. Alt-Anwälte zur Verteidigung gab es nur noch wenige. Das waren die wenigen Anwälte, die nicht in der Nazi-Partei gewesen waren. Sie wurden überfordert bei der neuen Art „Rechtsprechung“, und sie mußten darauf achten, nicht auch die eigene Existenz aufs Spiel zu setzen.

Um drohender Verhaftung, dem Gefängnis und der Verurteilung zu entgehen, gab es nur den Ausweg, über Berlin in die Bundesrepublik zu flüchten, also das zu tun, was Hunderttausende zuvor schon getan hatten: Alles stehen und liegen lassen, was einem gehörte, – nicht nur das – mit dem man gelebt hatte.

Wie leicht sind Diskussionen zu führen über das Beharrungsvermögen im Menschen auf der einen Seite und über die unabdingbare Notwendigkeit von Veränderungen auf der anderen. In

<i>Bundeszentrale für politische Bildung</i>	<i>DeutschlandRadio</i>	<i>Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V.</i>
--	-------------------------	---

der Praxis ist das dann viel subtiler. Auf einmal hängt man nicht nur an dem Betrieb und am Haus, sondern auch an einem aufgehängten Bild, was einem bisher nie etwas zu sagen hatte. Und da waren meine Bücher. Tagsüber wurde ich freilich von der Realität zurückgeholt. Die sagte, daß es keinen anderen Weg gebe. So blieb dann nur das Abschiednehmen übrig, des stillen Auf-Wiedersehen-Sagens. Denn unsere unausweichlichen Abwanderungspläne mußten wir geheimhalten. Tag für Tag verlor ich meine „Burg“ um ein Stück mehr.

Nun also – sieben Tage vor dem 17. Juni – verkündeten Partei und Regierung den „Neuen Kurs“. „Es wird alles anders!“ Wir Unternehmer bekamen wieder Lebensmittelmarken, die im Frühjahr entzogen worden waren. Das war aus der „höheren Gerechtigkeit“ des Klassenkampfes heraus geschehen. Der Mächtige hatte den Ohnmächtigen schachmatt setzen wollen. Das war Selektierung, eine sehr böse Tatsache, fast so wie das böse Geschehen in der Nazizeit, zumindest in deren Anfängen.

Partei und Staat beendeten nun auch den Kampf gegen die Kirche, durch den ihr die Lichter hatten ausgehen sollen. Vor allem durften im „Neuen Kurs“ die Privatbetriebe wieder einen bedeutenden Platz innerhalb der sozialistischen Volkswirtschaft einnehmen. Das hieß für uns: Wir können noch einmal von vorn anfangen.

Tatsächlich, wir striffelten mit viel Zuversicht die Ärmel hoch, nahmen wieder Besitz von dem, was wir bereits notgedrungen und, um der zu erwartenden Pein zu entgehen, aufgegeben hatten. Auf der Straße grüßten mich wieder SED-Genossen.

Am Abend des 16. Juni, also mitten im Aufbruch des „Neuen Kurses“, meldete RIAS Berlin Streikbewegungen der Ostberliner Bauarbeiter in der Stalinallee.

Das alles ist hinlänglich bekannt.

Wachrufen will ich die Umstände, unter denen man sich die Nachrichten des RIAS regelrecht abluhsten mußte. Das waren noch Röhrenradios. Den mehrere hundert Kilometer entfernten Sender empfing man nur am Abend und in der Frühe. Und genau da liefen die Störsendungen der Sowjets an, ein Gemisch aus Kreissäge und Heulton, wenn ich es noch richtig im Ohr habe.

Streik! Für einen sozialistischen Staat war Streik ein Fremdwort. Nach acht Jahren sowjetisch-stalinistischer Staatsmacht war er ein erstes Zeichen, daß nicht alle Bäume in den Himmel wachsen. Die „Gesetzmäßigkeit“ auf dem Weg zum Sozialismus hatte einen Knick bekommen.

Am Abendstammtisch wurde locker getrunken.

Ab fünf Uhr am Morgen des 17. hörte ich erneut RIAS. Es wurde gemutmaßt, wenn ich es noch richtig weiß, daß sich der Streik an diesem Tag fortsetzen werde.

Kurz nach sechs Uhr fuhr ich mit Zug nach Leipzig, um für den Neuanfang, wenn möglich, Papierbezugsscheine auszuhandeln. Im Zug sprach kein Mensch über die Neuigkeiten. Sie waren in der Frühe so elementar noch nicht durchgedrungen, hatten noch kein Eigengewicht, um sich gegen das sterile Mundhalten im totalitären System hinwegzusetzen. Arbeiter fuhren am frühen Morgen in den Tagebau oder in die Hydrierwerke.

Papier bekam ich zugeteilt in Leipzig. Die Druckerei konnte wieder anlaufen. War das schon der „Neue Kurs“?

Ich besuchte noch Druckereikunden. Es war Mittag geworden. Ich befand mich in der Rauchwarengegend der alten Messestadt. Lebhaft ging es zu. Die Leute liefen geschäftig hin und her. Autos gab es damals noch wenige. Nur einige abgeklapperte Laster fuhren herum.

<i>Bundeszentrale für politische Bildung</i>	<i>DeutschlandRadio</i>	<i>Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V.</i>
--	-------------------------	---

Woher kamen die vielen Leute? Nur weil Mittagszeit war?

Ich begriff allmählich. Die Leute gingen auf die Straße, weil sie es drinnen nicht aushielten, weil es etwas zu erzählen und aufzuschnappen gab. Sie gingen auf die Straße, weil es heute dort anders war als sonst. Da braute sich etwas zusammen, ohne daß ich ahnen konnte, was es sein würde, geschweige denn, was daraus werden könnte.

Ich wollte schnellstens nach Schmölln zurückkehren.

13 Uhr 7, ich weiß es noch, fuhr der Mittagszug vom Bayerischen Bahnhof ab. Von Leipzig weg durch die Tieflandbucht nach Süden, ohne daß man zu Gesicht bekam, was sich einer unter Tieflandbucht und Süden vorstellen mag. Hindurch durch das zergliederte Braunkohlenrevier mit seinen Hydrierwerken, die ihren Gestank und Schmutz herausließen, als seien sie Dauerbläher, was sich bis in die letzten Ritzen hineinzog. Erst allmählich, nach dreißig Kilometern vielleicht, verschwand diese wahnwitzige und vor Sünde schreiende Landschaft, und Felder, Wiesen und Dörfer fingen den Betrachter wieder zufriedener ein, dort es ins Altenburger Land hineinging. Doch das allein kann nichts vergessen machen. Die Produkte des Sündenfalls verschmierten die Zugabteile, es stank, und die Braunkohlenflugflasche, in Unmengen aus der Lokomotive herausgestoßen, drang durch alle Ritzen der altmorschen Eisenbahnwaggons, setzte sich klebrig in die feuchten Nasenlöcher, in die Haare und auf die Schleimhäute des Mundes wie auf die Zähne.

Nach zwei Stunden war ich wieder in Schmölln.

Wenn in der bundesdeutschen Öffentlichkeit etwas über den 17. Juni 1953 gewußt wird, dann über Berlin, Ost-Berlin natürlich, vielleicht über Leuna, Magdeburg oder Jena. Hatte die übrige DDR abseits gestanden?

Ich kann nur über die Geschehnisse in der kleinen Kreisstadt Schmölln berichten. Unruhig war es hier wie in Leipzig. Natürlich gab es nicht die Menschenschwärme wie am Leipziger Brühl. Es war alles kleiner. Die Straße hatte ihr Erleben nicht nur, weil heute etwas Ungewöhnliches geschah.

Über das Geschehen in den einzelnen Betrieben informierte man sich telefonisch. Die PWS streikte, der Betrieb Nummer eins im Kreis. Schuhfabrik und Knohoma, alles volkseigene Betriebe, schlossen sich an. Die spontan eingesetzten Streikleitungen schickten Delegationen zu anderen Betrieben. Sie riefen dazu auf, zu demonstrieren.

Die Altenburger Straße entlang, direkt an unserem Haus vorbei, zogen die Arbeiter der PWS in Richtung Knohoma am Westrand der Stadt. Sie liefen unformiert, hatten wohl niemanden, der sie anführte.

Als der Zug vorüber war, ging ich auf die Straße, im weißen Hemd mit Krawatte, die Hemdsärmel hochgestriffelt, es war herrliches Sommerwetter. Nur wenige Meter vom Haus entfernt sagte ich mir: „Was du jetzt tust, ist vielleicht falsch!“ Ich dachte an Konsequenzen, auch daran, verhaftet werden zu können. Der Bogen von der augenblicklichen Wirklichkeit im stalinistischen Teil Deutschlands bis hinüber zu einer freiheitlich-demokratischen Lebensordnung schien mir viel zu weit gespannt, ihn zu überwinden, im Zweifelsfall unmöglich zu sein. „Aber ich mache mit!“

Ich lief noch einmal zurück in den eigenen Betrieb. Den Druckermeister bat ich zu einem Gespräch ins Büro. Er war keinesfalls für die SED, vielleicht schon deswegen, weil er sich als Mitglied der NSDAP bereits einmal in die Nesseln gesetzt hatte. Ihm sagte ich, daß ich mitmarschieren werde. Und er wie die anderen würden gut daran tun, dasselbe zu machen. Ich will ihn nun nicht gleich der Feigheit zeihen. Älter war er. Und mitgespielt hatten sie ihm.

<i>Bundeszentrale für politische Bildung</i>	<i>DeutschlandRadio</i>	<i>Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V.</i>
--	-------------------------	---

Das macht vielleicht stumpf. Er stand mir gegenüber, zwischen uns ein langer Tisch, und er sagte: „Junior, das ist mir zu gefährlich.“ Ich konterte: „Diese Chance kommt nie wieder. Hinterher ärgern wir uns krank.“ Das Gespräch ging mit den Worten des Druckermeisters zu Ende: „Sie werden nun denken, daß ich feige bin.“ Wir gingen auseinander.

Inzwischen war auf dem Marktplatz eine große Menschenmenge versammelt. Sie formierte sich zu einem Zug, richtig unregelmäßig, nicht so in Reih und Glied, wie sie es alle schon einmal gemacht hatten im Reichsbanner früher oder in der SA, in Hitlerjugend, Arbeitsdienst oder Wehrmacht und jetzt wieder an jedem 1. Mai. Sie marschierten, um die anderen Demonstranten einzuholen.

Sie marschierten spontan, bei vollem Risiko und in der Ungewißheit, ob ihre Demonstration vielleicht auch zerschlagen werden könnte. Sie machten das gelassen, ohne Hast, und auf einmal war mir klar, daß sie die Solidarität demonstrierten, Gleichgesinnte abzuholen, sich mit ihnen zu vereinen, um dann stärker zu sein. Solidarität habe ich so nie wieder erlebt.

Ich reihte mich ein. Der junge Bürgerliche marschierte mit den Werktätigen in der Hoffnung, daß ein System kaputtgemacht werden könne.

Unweit des Marktplatzes trafen PWS und Knohoma-Zug aufeinander. Nun war man vereint. Es ging gemeinsam zum Marktplatz. Volkspolizisten waren nicht zu sehen. Hatten sie sich zurückgezogen?

Die Bürgersteige umsäumten Zuschauer. Kaufleute standen vor ihren Läden, vor ihren Geschäften, die bis jetzt noch ihre Geschäfte geblieben waren.

Mir wurde bewußt, daß andere für sie mit die Kohlen aus dem Feuer holten. Sie müssen Krämerseelen gehabt haben. Auf dem Bürgersteig der Geschichte standen sie herum, mit ängstlichen Blicken, und auf der Straße tat sich etwas, was Geschichte machte. Die Werktätigen demonstrierten. Die Bürger blieben an der Haustür stehen.

Auf dem sechshundert Jahre alten Marktplatz fand nun eine Art Versammlung oder Kundgebung statt. Die Menge stand mit Blick zum Rathaus mit seiner frühklassizistischen Front und der quer vorgebauten Treppe, die zum Altan führte. Gleich daneben befand sich das Volkspolizeikreisamt. An den geöffneten Fenstern sah man Vopos. Sie schauten unbewegt zu. Hielten die sich da oben fest? Auf dem Platz befand sich keiner von ihnen. Wo werden sie innerlich gestanden haben?

Die Streikführer gingen die Stufen zum Altan des Rathauses hinauf und hielten eine Versammlung unter offenem Himmel ab, das Ganze improvisiert. Keiner hatte am Morgen ahnen können, was ihm der Tag brächte.

Die Menge war gedrängt bis an das Rathaus herangerückt. Die Fahrbahn war nicht frei. Da schlängelte sich von der Seite ein Volkspolizeiauto heran, langsamer noch als im Schrittempo. Es fuhr so langsam, daß keiner auf den Gedanken kommen konnte, das Auto wolle sich seinen Weg gewaltsam öffnen. Trotzdem buhte die Menge, langgezogen „buuuuh“, und wich nicht von der Stelle. Jetzt hätte ein einziges gezündetes Streichholz den Ausbruch bewirken können.

Die Streikführer hatten vom Altan aus zugeschaut. Einer von ihnen, Fritz Großmann, trat an das Geländer heran, machte zur Menge runter eine eindeutige Handbewegung, daß sie weichen, dem Polizeiauto freie Fahrt geben und das Auto nicht etwa umstoßen solle – und die Menge wich tatsächlich zurück. Das Auto fuhr weg, langsamer als im Schrittempo, und bog zum Stellplatz ein.

<i>Bundeszentrale für politische Bildung</i>	<i>DeutschlandRadio</i>	<i>Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V.</i>
--	-------------------------	---

Einer der Streikführer sprach. Er protestierte gegen die heraufgesetzten Normen und stellte Forderungen auf. Fast trocken machte er das: Also Herabsetzung der Leistungsnormen, bessere Lebensmittelversorgung und freie Wahlen zur Bildung einer neuen Regierung. Er sprach ohne Polemik. Da war nichts Aggressives dabei. Nachdem alles gesagt und angenommen war, löste sich die Versammlung auf.

In Gruppen und Grüppchen standen die Menschen weiter beieinander, diskutierten aufgeregt, aber wohl auch hilflos. Bürgerliche waren herbeigeeilt. Polizisten gab es immer noch nicht zu sehen. Durch Lautsprecher wurde aufgefordert, nach Hause zu gehen. Das befolgte niemand. Dann wurde der Befehl der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland verkündet: Belagerungszustand.

Es dauerte nicht lange, dann waren sie auch schon da mit ihrem Dröhnen und den komischen Rutschbewegungen, jedesmal wenn sie ihre Richtung änderten, ganze zwei sowjetische Panzer. Sie sahen anders aus als sonst, hatten keine friedfertige Kosmetik aufgelegt. Nicht waagrecht weg vom Turm standen ihre Kanonenrohre, sondern die ragten hoch in den Himmel. Sie sahen furchtbar aggressiv aus.

Daraufhin ging die Menge nach Hause, beinahe schweigend. Einige machten noch einen Bogen um die Panzer, dann gingen auch sie. Zu Hause tat man sich gut daran, die unsagbare Wut herunterzuspülen.

Die Freiheit war nur ein Spuk.

[Quelle: Das Parlament Nr. 23, 2. Juni 1989]

<i>Bundeszentrale für politische Bildung</i>	<i>DeutschlandRadio</i>	<i>Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V.</i>
--	-------------------------	---